

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 154.

Dienstag, 6. Juli.

1915.

Dornen.

Novellette von Clara Schelper.

(Nachdruck verboten.)

Verehrter Herr Vorgänger!

Sie werden sich wundern über den neuen Titel, nicht wahr, Herr Leutnant? aber wenn Sie lesen Davos, dann werden Sie wissen, daß die Nachfolgerin von Nummer 12 Sie nur so anreden kann. Ich fand in der untersten Schublade des Kleiderschranks die beiden mitfolgenden Bilder, die zurücksenden ich für meine Pflicht hielt. Und der Brief kam zustande, weil ich mich so von Herzen langweile. Ich habe niemand, an den ich schreiben kann, niemand in der Welt, oberflächliche Bekannte empfangen nicht gern Grüße von hier und liebe Freunde habe ich nicht. Und darum freue ich mich dieser Gelegenheit, einmal an jemand schreiben zu können, denn Sie brauchen ja diesen Brief nicht mit spitzen Fingern anfassen und nach flüchtigem Lesen verbrennen, uns verbindet ja ein gemeinsames Leid, die gleiche tickische Krankheit, die uns nie auf Besserung, nur auf Linderung hoffen läßt. Nur daß ich bei Ihnen nicht begreife, woher Sie die Reime Ihrer Krankheit auflesen, ich habe Sie doch als blühenden, übermütigen jungen Mann gekannt — zwar das ist zehn Jahre her —. Ich war ein Ding von 16 Jahren, das überzart, überflüchtig, jede fröhliche Stunde mit Stunden elender Schwäche und Mattigkeit bezahlen mußte — aber Sie, Sie! so blühend, so glücklich jung habe ich Sie gekannt! Wissen Sie noch? Sie waren Fährlich mit sechs genau registrierten Warthärdchen und einer ersten Flamme, „Dotty“ hieß sie. Allein die Poesie des Namens und das blonde Kraustöpfchen! — war's ein Wunder, daß ich jämmerliches Etwas übersehen wurde? Zumal ich Diefie hieß! —

Ach, ich habe heiß für Sie geschwärmt, damals. Seit, wo das hinter uns liegt, kann man es ja mit lachenden Lippen erzählen. — Ich habe nie sonst geliebt. Nach diesem Wadtschüberschwang kam nichts mehr, was mein Blut in Wallung brachte, und mein Herz hielt ich hartnäckig verschlossen, seit ich das Tagebuch meiner Mutter gelesen hatte; seit ich von dem Kampf weiß, den sie gegen die Liebe kämpfte. Die Liebe, dieses Hohelied der Unvernunft, siegte. Zwei sogenannte „zarte“ Menschen wurden Mann und Weib, das Kind blieb nicht aus — die junge Mutter kämpfte ein Jahr lang gegen den Feind, dann starb sie. Mein Vater, aufgetrieben von dem nutzlosen Zuschauen, dieser Auflehnung gegen Vorherbestimmtes, verbittert gegen sein selbstgeschmiedetes Schicksal, starb ein Jahr nach ihr. Ich blieb am Leben, eine Dornenkrone war mein Erbteil.

Die Tante Anna hat mich gehütet wie ihr eigenes Kind. Trotzdem — meine Kindheit war jammervoll, meine Jugend ohne Trost und Licht. Und wo find wir, überall gewesen! — wo haben wir Erholung gesucht! und dazu war ich nicht einmal eigentlich krank, nur zart. — Erst vor einem Jahr bekam ich Fieber und dann kam vor einigen Wochen der kurze ärztliche Besuch: Davos. Da wußte ich, was die Glocke geschlagen

hat. — Der die Sünde der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied.

Aber nun schreiben Sie mir bald einmal, wie es Ihnen geht. Von unserem Dr. Heggrimm hab' ich so viel herausgefragt, wie nur immer ging, es war aber nicht eben viel. Ich hoffe, Heinerz bekommt Ihnen recht, recht gut, so gut wie mir Davos, ich fühle mich recht leicht und frei!

Mit Gruß

Ihre langvergeffene
Diefie Schubert.

Mein liebes, gnädiges Fräulein!

Aber das war lieb von Ihnen, die gute Gelegenheit zu benützen und mit den Bildern Grüße zu senden! Sie glauben gar nicht, wie ich mich gefreut habe, von Ihnen zu hören, denn, Hand aufs Herz, gnädiges Fräulein, ganz so gleichgültig wie Sie mir vorreden wollen, waren Sie mir nicht. Allein Ihre wundertiefen, dunklen Augen sorgten ja dafür, daß man Sie nicht übersah und — nie vergaß. Wenn von schönen Augen die Rede war, dann begann ich regelmäßig: ich hab' mal ein kleines Mädel gekannt — und dann dachte ich an Sie. — Aber Lotte — allerdings Lotte — ja, die hatte mich ja ganz in ihrem Bann! Herrgott, wenn ich an das Mädel denke! Diefie süße, strahlende Frische und der feste Übermut. Und die armdicken blonden Böpfe und das Lachen von dem Mädel! Und das viel zu enge rote Kleid! — Sie war das lachende Leben selbst — und nun doch schon fern dem Leben. Sie starb vor einem Jahr als Frau eines Oberlehrers an ihrem ersten Kindchen, wissen Sie das, Fräulein Schubert? Ich glaube wohl — sonst hätte ich es ja auch etwas weniger brüsk mitteilen müssen, denn Sie haben sie gekannt, und wer sie kannte, der mußte ihr ja ein klein wenig gut sein. Selbst wenn einst das sechzehnjährige Dirndl dem andern den stolzen Fährlich und seine lodernde Verohrung neidete. —

Aber zu uns, gnädiges Fräulein, warum wollen Sie denn dem Leben durchaus, vor allem Ihrem eigenen Leben, eine so große Tragik abgewinnen? Weil wir sozusagen einen kleinen Anads weg haben? Weil wir „zarte“ Konstitutionen haben? — Du lieber Gott, was sagt das heut! Leben heißt heut eben: Leben! heißt Hoffnung auf morgen. Auf übermorgen? Das wäre schon zu viel des Guten. Sie sehen ja, selbst die holde, scheinbare Unvernünftigkeit einer Lotte vergeht an der Natur selbst, und zarte, mimosenhafte Menschenkinder überdauern diese robusten Kernaturen oft um ein beträchtliches. Also nicht so elegisch! Davos tut Ihnen gut, Sie fühlen sich leicht und frei — was wollen Sie mehr? Ein wenig Schwäche und Mattigkeit — ich glaube die Gesündesten kränken daran, wir haben ja auch viel zu viel Zeit, an unser hinkendes Ich zu denken. Aber wir wollen uns bessern, Fräulein Diefie Schubert, wir wollen jetzt mal an den Frühling denken, der die Milliarden grüner Fährlein an die Bäume und Büsche

hängt, und der da blühen läßt, was blühen mag! Und wir wollen an das schöne, wundervolle Leben denken, das uns so lange gehört, wie wir uns darüber freuen. Und ich will an Sie denken und Sie sollen an mich denken, denn wir beiden verlassenen Menschenkinder — es mußte wohl so kommen, daß ein Zufall uns wieder Kunde voneinander gab. Ich freue mich, daß ich Sie nun habe, daß ich nun öfter an Sie schreiben darf, denn das werde ich, ich werde mir allen Frohmut und alle Grillen vom Herzen ströbigen, denn ich habe sonst auch niemand. — Meine Herren Kameraden, das ist auch so eine schreibfaule Bande, nur zu Vier resp. Wein und Sektarten langt die Freundschaft.

Also auf fröhlichen Briefwechsel, liebes gnädiges Fräulein! Mit tausend Grüßen

Ihr Rex.

Und so flogen nun Briefe hinüber und herüber. Alexander Graf Rex tröstete und ermutigte das arme, kleine Menschenblümlein, die dunkeläugige Diefie Schubert, die verzagen wollte ob der schweren Last, die das Schicksal auf ihre Schultern gepackt hatte.

Aber nun kam Sonne auch in ihr Leben. Seine Briefe! Herrgott, welch ein Frohmut lebte doch in dem Menschen! Und sie war sechsundzwanzig Jahre und hatte so wenig Frohsinn kennen gelernt. Die zauberhafte Schönheit des Frühlings, der nirgends so schön sein konnte wie hier in Davos, trug auch dazu bei, all die dummen, dunklen Gedanken verzagen zu helfen.

Sie trug wieder helle, flatternde Kleider, und in ihre dunklen, schwermütigen Augen kam ein ganz helles Funkeln, das tanzte und blinkerte, wenn die Sonne schien. Und all die Leidgeprüften um sie herum tranken gleich ihr neue Hoffnung aus den Frühlingsfliegen in der Natur. Man wagte weitere Partien, und die Liegehallen wurden leerer. Selbst der Russe, der alte, dicke, gräßliche Russe, den Diefie Schubert nicht ausstehen konnte, weil er ihr Nachbar war und nachts wie ein Nilpferd schnauzte und ihr am Tage Komplimente sagte — selbst der wurde ihr jetzt erträglich. Alles, weil Rex Rex, wie der süße Fährich damals genannt wurde, so fröhliche Briefe schrieb, die einmal brüderlich kameradschaftlich, ein andermal verehrungsvoll ergeben klangen.

Langsam wurde es Sommer; die ersten „Gamsledernen“ machten Davos unsicher, Bergstöcke und Nagelschuhe klapperten am stillen Sanatorium vorüber, die furchtbaren Jodler der waschechten Berliner erschütterten das Trommelfell des unglücklichen Hörers, und funkelnagelneue oder sturmerprobte Eispickel wurden stolz bergauf und bergab getragen.

Diefie Schubert sah zum erstenmal diese robusten Kraftmenschen, die sich unerdenkliche Höhen ertrotzten, und ihre glückseligen Feriengesichter ohne Neid, denn auch ihr war ja ein Sommerglück beschieden worden! Sie sollte Alexander Rex wiedersehen, den Freund, der ihr durch die Briefe so lieb geworden war, wie noch nie ein Mensch.

In Winternunze wollte sie mit der Tante Anna den Sommer sein, und Rex schrieb darauf: Gohol! aber nicht ohne mich, ich bin mit von der Partie, wenn Euer Gnaden einen ganz ergebenen Plaid- und Klappstühlenträger gebrauchen können. Diefie Freundin! Ach, es war ja nicht auszudenken! einen Freund zu haben! einen wirklichen Freund, der da sein wollte, wo sie war!

Der Abschied von Davos war nicht leicht, denn liebe, gute Menschen gaben ihr das Geleit und standen um ihren Wagen herum und brachten ihr Blumen, so schön sie nur immer im Gebirge aufzutreiben waren. Und einem jungen Blondköpfchen hatte sie Lebewohl gesagt, das sie nie, nie wiedersehen würde, denn jeder Tag, der ihr noch besichert wurde, sei Wunder und Gnade, meinte Dr. Heggrimm.

„Sie fahren wieder in das Leben zurück“, hatte das arme blondhaarige Ding in den weißen Kissen ge-

flüstert, als Diefie im Reisefleid vor ihr stand, „wie blühend gesund Sie aussehen! Ach könnt ich doch mit!“

Und das lag auf all den Gesichtern, die ihr nachsahen. Aber ihr freudiger Egoismus sah das nicht, denn ihre Gedanken waren schon oben am nordischen Meer, wo zwei auf sie warteten. — — —

Leb' wohl, Davos! Mit einem Gefühl heißer Dankbarkeit sah sie seine lieblich gebetteten Häuser entschwinden, denn hier war sie ja gesund geworden.

Ganz gesund?

Ja, das bißchen Husten! damit wollte sie schon fertig werden!

Und der Zug fuhr nach Norden. Immer niedriger wurden die Berge, die zu ihr herübergrüßten, und endlich schienen sie nur noch, wie ein feiner blauer Schatten; Phantom.

ganz, ganz fern zerflatterte ihre Schönheit, wie ein Das war nun Deutschland wieder.

Ach, Deutschland! Wie schön es war in seiner Sommerfonnel mit seinen Nebenhügeln, den alten, friedvollen Städten, die ihre altersgrauen, trostigen Türme in die blauen Lüfte reckten.

Und dann Mecklenburg.

So ein altes, vernünftiges Mädel wie Diefie Schubert bekam wahrhaftig Herzklopfen vor Seligkeit, denn sie liebte Mecklenburg über alle anderen Länder und Ländchen der Welt. Es war ihre Heimat. — —

Ach endlich, endlich rief auch die rauhe tiefe Stimme des Schaffners „Winternunze“, und blaß vor Erwartung sprang Diefie Schubert aus dem Abteil, frisch und jung in den Bewegungen, als hätte sie nie — ein häßliches Elend — auf dem Leidensbette in Davos gelegen.

Tante Anna winkte mit dem roten Sommerstrumpf, den Diefie kannte, durch das Menschengetöse und als die Nichte sich bis zu ihr durchgekämpft hatte, da sah sie auch „ihn“.

Alexander Rex.

Aber den Alexander Rex, den kannte sie nicht. Ein graues, fahles Gesicht, eine gebeugte Gestalt, die scheinbar nur Festigkeit durch den Stolz erzwang, auf den sie sich stützte — aber die Augen! Die Augen, ja, die kannte sie doch, diese hellen, lebensfrohen, lebensbejahenden Augen.

„Tante, da bin ich. Graf Rex — ich freue mich, freue mich kindisch auf den Sommer hier.“

Die Tante nahm die Nichte in die Arme und streichelte das liebe zarte Gesicht. „Mein Mädelchen, wie froh ich bin, dich wiederzusehen! Und so gesund siehst du aus!“

„Ja, so gesund!“ fügte der Graf bei — „nach dieser langen Fahrt, kein Zeichen von Ermüdung! wie froh mich das macht, liebes Fräulein Diefie.“

(Fortsetzung folgt.)



Um große Erfolge zu erreichen, muß etwas gewagt werden.

Belle-Alliance oder Waterloo.

(Nachdruck erwünscht.)

Man schreibt der „Neuer Zeitung“:

In der „Neuer Zeitung“ ist bereits der hundertjährige Wiederkehr des Tages der denkwürdigen Schlacht, welche die Macht Napoleons für immer brach und einer fast ununterbrochenen Kriegsepoche von 23 Jahren ein Ende machte, gedenkend gedacht worden. Wenn nochmals darauf zurückgekommen wird, so geschieht es des Namens wegen.

Bekanntlich trägt die Schlacht drei verschiedene Namen: die Preußen benannten sie nach dem in der Mitte der französischen Schlachtilinien gelegenen Nachhofe Belle-Alliance, der seinen Namen von dem glücklich verheirateten Kaiser erhalten hatte; die Franzosen nennen sie bataille nach dem

In der Mitte der deutsch-englischen Stellung gelegenen Orte Mont-St. Jean; der englische Oberbefehlshaber Wellington endlich hat ihr den Namen Waterloo gegeben. Unter diesen Benennungen hat die letzte die geringste Berechtigung; Waterloo ist ein 4 bis 5 Kilometer nördlich der Schlachtlinie gelegener Ort, in dessen Nähe kein Schuß gefallen ist. Wellington hat mit echt englischer Bescheidenheit den Namen nur deshalb gewählt, weil er in der Nacht vorher dort geschlafen hatte. Bei Belle-Alliance dagegen trafen sich die beiden Oberbefehlshaber Blücher und Wellington am Abend, als der Sieg entschieden war. In freudiger Erregung schlug Blücher sogleich den schönen Namen im Hinblick auf das Bündnis, das zum Siege geführt hatte, vor. Der kalte Engländer erwiderte darauf nichts, war also wohl bereits entschlossen, der Schlacht den ihn in den Vordergrund stellenden Namen zu geben. Dieses Verhalten war umso weniger angemessen, als die Engländer nur einen kleinen Teil der an der Schlacht beteiligten Truppen bildeten. Das Heer Wellingtons zählte nämlich

30 000 Deutsche (S Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer),
24 000 Engländer,
13 000 Niederländer.

Die eigentliche Entscheidung ward aber nicht durch dieses Heer, sondern durch die Preußen herbeigeführt, welche in der Zahl von 40 000 Mann am Abend eintrifften. Die Zahl der Engländer betrug daher noch nicht ein Viertel aller Beteiligten. Gewiß verdient die Tapferkeit dieses Heeres und die Umsicht und Kaltblütigkeit, mit der Wellington die Schlacht leitete, die größte Anerkennung; im gefährlichsten Augenblick kommandierte er persönlich das Feuer der englischen Garde; als einer seiner Unterführer, erschrocken über die Gefahr, welcher der Oberbefehlshaber sich aussetzte, ihn frug, welche Befehle er für den Fall seines Todes gäbe, erwiderte Wellington: „Aushalten bis zum letzten Mann.“ Trotzdem war die Schlacht zweifellos verloren, wenn nicht Blücher nach Überwindung unsäglich Mühen und Hindernisse noch gerade

rechtzeitig eingetroffen wäre, was Wellington selbst kurz vorher durch den angsterfüllten Ausruf angedeutet hatte: „Die Nacht oder die Preußen!“

Dazu kommt aber noch, daß der eigentliche Erfolg der Schlacht nicht in dem Siege selbst, sondern in der rücksichtslosen Art der unerreichten in der Kriegsgeschichte stehenden Verfolgung besteht, welche das Heer Napoleons zur vollen Auflösung brachte. Die Verfolgung ward aber ausschließlich von den Preußen unter persönlicher Leitung des genialen Generalstabschefs Blüchers, Scharnhorsts, unter Aushaltung des „letzten Hauches von Mann und Pferd“ durchgeführt.

Nach vorstehendem ist der Name nicht so bedeutungslos, wie jetzt vielfach angenommen wird. Der Name Waterloo hat vielmehr den ausgesprochenen Zweck, den englischen Ruhm auf Kosten der übrigen Beteiligten zu erhöhen. Man muß daher bedauern, daß auch in Deutschland, ausgenommen Preußen, der Name Waterloo und nicht Belle-Alliance Geltung erlangt hat. Hannover hat seine Waterloo-Säule und einen Waterloo-Platz; Wiesbaden einen Waterloo-Platz; auch in Braunschweig ist dem Führer der Truppen in der Schlacht von „Waterloo“, General Ostermann, ein Denkstein errichtet. Nur Berlin hat ein Belle-Alliance-Denkmal und einen Platz, eine Straße, selbst ein Theater dieses Namen. Auch die deutsche Presse bedient überwiegend sich der Bezeichnung Waterloo.

Das bedeutet aber eine Anerkennung der Unverfrorenheit des Engländers und eine Zurücksetzung der Verdienste Blüchers und seiner tapferen Preußen. Es wäre daher jetzt an der Zeit, mit diesem Namen für immer aufzuräumen; kein Deutscher sollte fortan noch sagen: Schlacht von Waterloo; die genannten Städte sollten ihre Denkmäler umtaufen. Es sollte fortan nicht heißen: „Parole Waterloo“, wie noch am 23. Juni d. J., in der „Straßburger Post“ zu lesen war, sondern: „Parole Belle-Alliance“. Dr. A.

Gartenbau & Blumenpflege.

* Monatskalender.

Gemüsebau: Auslockern des Bodens. — Vertüfen der Unkräuter. — Düngen mit flüssigem Düng. — Reichliches Begießen. — Neubepflanzen und Besäen der bereits abgeernteten Beete. — Ausspflanzen von Oberkohlrabi und Salat. — Ausfaat den Spargelrüben, Spinat, Endivien, Kopfsalat, Karotten, Herbst- und Winterrettig. — Gerichten der Beete für die Erdbeerpflanzung im August. — Einsetzen reifer Gemüsesamen. — Pflücken und Entzücken der abgeernteten Erdbeerbeete. — Obstbau: Obsternten des Steinobstes, der Birnen und Äpfel. — Durchdringendes Begießen (auch mit Düngewasser) aller mit Früchten stark beladener Bäume. — Fortsetzung des Anbindens der Leittriebe und Einstupens der Fruchtzweige an Spalieren und sonstigen Formbäumen. — Stützen und Aufbinden der überladenen Äste. — Biergarten: Ausfaat der Stiefmütterchen, Bergfarnweiden und Silenen. — Anzucht durch Stecklinge von Rosen, Hortensien, Malven. — Oculieren der Rosen. — Einsetzen reifer Blumenamen. H.

* Einiges über das Begießen.

Die außerordentliche Trockenheit, die allenthalben herrscht und von der unsere engere Heimat ganz besonders heimgesucht wird, ist die Ursache, daß das Begießen jetzt die wichtigste und die meiste Zeit in Anspruch nehmende Arbeit in unseren Gärten und Gemüsegärten ist. Die Stadt Wiesbaden ist den Interessenten entgegengekommen, indem sie in verschiedenen Distrikten zu bestimmten Tageszeiten Wasser zu obigen Zwecken unentgeltlich abgibt.

Die Hauptregel beim Begießen ist: „Nicht zu oft gießen, aber immer durchdringend“, damit alle Wurzeln der betreffenden Pflanzen diese Nahrung erhalten. Ein gewisses Maß, das also beim Begießen der Pflanzen nicht überschritten werden. Die Wurzeln der Pflanzen bedürfen der Luft; wenn wir diese durch das Wasser völlig verdrängen, wenn das Wasser im Boden steht, so leiden die Wurzeln mit und die Pflanze kränkt. Ein Begießen von Freilandpflanzen in unzureichender

Weise ist aber noch schädlicher, die Wurzeln werden dadurch zu höherer Verdunstungstätigkeit angeregt, ohne daß die Wurzeln im Boden das nötige Wasser finden. Ungenügend gießen ist schädlicher als gar nicht gießen. Man soll Pflanzen nur dann gießen, wenn sie wirklich trocken sind. Mit schablonenmäßigem Gießen, jeden Abend, ohne Rücksicht darauf, ob die Pflanzen wirklich Wasser bedürfen, wird viel geschadet und viele Zeit verschwendet, die man mit Auslockern und dergleichen viel nützlicher im Garten verwenden könnte. Viele Pflanzen haben ein großes Wasserbedürfnis, andere ein geringes. Blumen, Laub und Salate verlangen z. B. eine große Wassermenge.

Inbetracht der Zeit der Verdunstung gilt als Regel, daß sich der Boden völlig abgekühlt haben muß, ehe man den Pflanzen Wasser zuführt. Es muß also entweder in der Morgenfrühe oder Abends gegossen werden, wenn sich die Sonne zum Untergang neigt. Durchnäht man den Boden, wenn er erhitzt ist, so tritt leicht Wurzelverbrennis ein, und das Gießen bleibt wegen der rasch eintretenden Verdunstung des Wassers ohne Erfolg. Am vorteilhaftesten ist es, gegen den Abend hin zu gießen, weil dann das Wasser die ganze Nacht hindurch wirkt. Bei anhaltend bedecktem Himmel aber darf man zu jeder Tageszeit gießen.

Durch Belegen des Bodens um die Pflanzen mit lockerem Material: Dünger, Kompost, Torfmull usw., verhindert man auch bei großer Hitze die rasche Verdunstung des im Boden enthaltenen Wassers, so besetzte Beete müssen dann nur seltener begossen werden. Mit der Steigerung der Temperatur steigt auch das Wasserbedürfnis der Pflanzen.

Zu kaltes Wasser ist den wenigsten Pflanzen zuträglich. Man kann es aber verbessern, indem man einen Wütte eine Handvoll Guano oder eine Gießkanne voll flüssigem Dünger heimischt; auch etwas ungekalkter Kalk verbessert dasselbe. Das Gießwasser soll den Boden rasch und gleichmäßig durchdringen, man muß darum in erster Linie dafür Sorge tragen, daß der Boden zu jeder Zeit gut gelockert ist.

Für diejenigen, die kein Wasser zur Verfügung haben — das ist noch bei vielen in der Umgegend der Stadt der Fall — nur in der jetzigen Kriegszeit zur Gemüseernte zu

desen Geländes der Fall —, mag es ein Trost sein, daß man auch ganz gut Gemüse ohne Begießen ziehen kann, vorausgesetzt, daß der Boden tief bearbeitet ist und genügend Düngestoffe besitzt. Es entsteht dann natürlich bei der großen Trockenheit ein Stillstand im Wachstum, der sich aber nach dem ersten durchdringenden Regen bald ausheilt. Auch in diesem Falle ist das öftere Roden des Bodens von größter Wichtigkeit. Durch innewährendes leichtes Roden des Bodens bereiten wir eine offene Oberkruste, die dem Boden die wertvolle natürliche Feuchtigkeit erhält. Bei flachem Durchscharren trocknet nur die flache Oberkruste aus, und darunter bleibt der Boden frisch. Im häufigen flachen Behaden der Gemüsebeete liegt der Erfolg, auch wenn nicht begossen werden kann, da gut geloderter Boden die Feuchtigkeit der Luft gleich einem Schwamm aufsaugt und dadurch auch bei größter Trockenheit das Leben der Freilandpflanze erhält.

Die Anwendung von flüssigem Dünger setzt voraus, daß der Boden genügende Feuchtigkeit besitzt, sie muß also bei anhaltender Trockenheit überall da unterbleiben, wo man nicht in der Lage ist, regelmäßig zu bewässern. H.

* Die Obstmade.

Vielfach ist die Meinung verbreitet, daß das Anlegen von Klebgürteln im Spätherbst ein Allgemeinmittel sei gegen Ungeziefer, insbesondere gegen die sehr lästige Obstmade. In Wirklichkeit nützen die Klebgürtel nur gegen den sogenannten Frostspanner, dessen gestrige Raupen allerdings im Frühjahr dem Laubwerk der Obstbäume sehr großen Schaden zufügen können. Für anderes Ungeziefer kommt der Klebgürtel aber wenig in Frage. Fast jeder Schädling hat seine eignen Bekämpfungsmittel. Um dieselben erfolgreich durchzuführen zu können, muß man vor allem die Lebensweise der Tiere kennen.

Aus der kleinen Made, die in verschieden gefärbten Abarten in fast allen Früchten zu finden ist, entwickelt sich durch die Puppe ein kleiner mottenähnlicher Schmetterling, der im Juni-Juli fliegt und seine Eier, etwa 30 an der Zahl, an die Oberfläche der Früchte legt. Er klebt sie dort fest an liebsten an Stellen, die durch Blätter beschattet sind, oder auch bei Apfelbäumen in die Risse des Astes. Nach acht Tagen, Ende Juli, kriecht die Made aus dem Ei, bewegt sich zunächst eine Zeitlang auf der Oberfläche der Frucht umher und bohrt sich dann in die Frucht bis tief in das Kernhaus hinein. An den zarten Früchten verwächst die Wunde rasch, so daß äußerlich kaum etwas zu sehen ist. Erst später, wenn die Gefräßigkeit zunimmt, erkennt man die turmstüchigen Früchte oft an den kleinen Kolbenhäufchen, die die Made nach außen geschafft hat. Im August verlassen die Maden die Früchte, indem sie sich an einem Faden herablassen. Sie suchen sich am Stamme zwischen den Ritzen der Rinde eine geeignete Stelle aus, überziehen sich mit einem ovalen, schmutzig-weißen Gespinnst und verbleiben dort im Winterschlaf bis Mai oder Anfang Juni. Dann findet die Verpuppung statt. Die Puppe ruht 2 bis 3 Wochen, um nach dieser Zeit als Schmetterling dem Lebenslauf den Abschluß zu geben. In sehr warmen Jahren können sogar zwei Generationen auftreten.

Die Lebensweise des Schmetterlings bietet manche Gelegenheit, ihm beizukommen. Ein bekanntes Gegenmittel ist die Obstmadenfalle. Dieselbe besteht aus einem Streifen Holzwolle oder ähnlichem Material, der anfangs August um die Stämme gelegt wird. Die wärmebedürftigen Maden suchen diese schuttspendenden Stellen gern auf. Auch anderes Ungeziefer, wie Ohrwürmer, wird von den Fallen angezogen. Um das Auskriechen einer zweiten Generation zu verhüten, sieht man die Fallen in bezug auf verpuppte Maden öfters im August nach. Anfang September werden die Fallen sorgfältig gesammelt und verbrannt. Etwa vorhandene nützliche Tiere, wie Marienkäferchen, Spinnen und dergl., läßt man gewöhnlich vorher aus.

Wirksam ist ferner das Abtragen älterer Stämme und Verbrennen der Rinde im Winter. Die Schlupfwinkel der Raupen werden dadurch gerichtet und die eingespinnenen Maden getötet.

Es empfiehlt sich schließlich, vor allem die madigen Früchte, die bekanntlich die frühesten sind und gerne vom Baum fallen, sorgfältig zu sammeln, im Haushalt zu verwerten und dabei die Maden zu vernichten. Beißt man

die befallenen Früchte in Wasser, so kommen die Maden heraus.

Weniger Erfolg hat man mit dem Aufhängen von Einmachgläsern, die man zur Hälfte mit verdünntem Himbeersaft oder anderem stark duftendem Fruchtstark füllt, um die fliegenden Schmetterlinge anzulocken. Die Gläser müssen dementsprechend schon Ende Mai, Anfang Juni aufgehängt werden. Die Erfahrung lehrt, daß aber auch eine Menge nützlicher Insekten, wie Marienkäferchen, Schlupfwespen und dergl., gefangen werden. H.

Über ein neues Volksgemüse

Schreibt Landesökonomierat Siebert (Frankfurt a. M.):

Der Mais, eines der wichtigsten Volksernährungsmittel südl. Länder, auch derjenigen Europas, begegnet seit einigen Jahren auch in Deutschland wachsendem Interesse, seitdem die Züchtung der frühreifen amerikanischen Zuckermaisarten auch in unserem deutschen Klima gesichert ist.

In den Verzeichnissen der Samenhandlungen ist zwar schon oft auf den Anbau hingewiesen worden. Auch hauswirtschaftliche und Frauenzeitungen haben auf den so nährstoffreichen und wohlschmeckenden Zuckermais wiederholt aufmerksam gemacht und seine Anzucht empfohlen. Und doch ist es zu verwundern, daß trotz verhältnismäßig leichter Kultur und des jahrelangen Verbrauches von Maiserzeugnissen in der Küche die Anpflanzung in Deutschland nur unwesentlich voranschreitet. In Amerika ist der Zuckermais (Sweet Corn) seit langem ein in allen Schichten der Bevölkerung verbreitetes und beliebtes Volksernährungsmittel. Seine Einbürgerung in der deutschen Küche und auf den deutschen Gemüsemärkten ist nur eine Frage der Zeit. Gaben doch auch Tomate und Moharbar, beide vor wenigen Jahrzehnten weiten Volkstreffen nur dem Namen nach bekannt, in jedem Garten Eingang gefunden. Und so muß auch dieses neue Gemüse, das seither nur vereinzelt seinen Weg auf die Tafel weniger Feinschmecker fand, einen ebenso begehrten Absatzartikel auf unseren Märkten bilden wie andere marktfähige Gemüse. Wir sind dazu jetzt mehr imstande wie ehemals, weil für Deutschland ausgeprobte frühreifende Sorten in Samen zu billigen Preisen angeboten werden.

Unter dem Namen „Früher Corb“ kultivierte man fast ausschließlich eine Maisform. Aber man kann nunmehr sechs feinste Sorten vom Zuckermais zum Speisen, die zwar unter sich im Wachstum und in der Fruchtentwicklung verschieden, alle ausgezeichnete Eigenschaften besitzen, durchaus zur Anpflanzung empfehlen.

Und dazu ist es jetzt noch Zeit, aber man muß sofort mit der Aussaat beginnen und kann dann im September ernten. Der Samen ist direkt dem Boden anzuvertrauen. In rauherem Frühlingklima empfiehlt sich die Vorkultur in Töpfen, um eine frühere Ernte zu sichern; denn Aussaaten im März bringen Ende Juli, Landaussaaten im April Ende August bereits meist je drei fünfzehn bis achtzehn Zentimeter lange verbrauchsfähige Kolben. Man kann also in den Sommermonaten fortgesetzt ernten, wenn man zu verschiedenen Zeiten Aussaaten bewerkstelligt. Denjenigen, die sich mit der Kultur zuerst befassen, sei der Rat gegeben, entweder wie bei Buschbohnen, bei normalen Beetbreiten die Samenkörner in Trupps zu fünf bis sechs Stück bei 30 Zentim. Entfernung, in der Reihe von 2 1/2—3 Zentimeter tief zu legen, wovon 2—3 stärkste Pflanzen stehen bleiben. Oder man wählt die Reihensaat und entfernt auch hier die zu dicht stehenden schwächeren Pflanzen auf 30 Zentimeter, damit die Einwirkung voller Sonne auf die stehbleibenden Pflanzen kräftigste Entwicklung und höchsten Fruchttertrag zeitigen kann.

Auf einem Quadratmeter Land kann man 35 bis 40 prachtvoll gereifte große Maiskolben ernten. Selbst gebüngter Sandboden in sonniger Lage ist zu empfehlen und liefert eine tadellose Qualität, vorausgesetzt, daß für Deutschland ausgeprobte Sorten angebaut werden.

Die Samenhandlung Otto Buh in Erfurt, die sich um die Einführung des amerikanischen Tafel- oder Zuckermaises sehr verdient gemacht hat, liefert u. a. zu billigstem Preise sechs feinste Sorten.

Der Nachdruck des mit einem * versehenen Original-Artikels ist nicht gestattet.